



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s G r a z.

Graf Wickenburg und Gleichenberg. — Andere Gesundbrunnen im Lande. — Umschwung durch die Eisenbahn. — Eröffnung der Realschule. — Historischer Verein und schriftstellerische Thätigkeit.

Das Jahr geht (nach hier legaler Zeitrechnung) zu Ende, und ich will Ihnen einiges der Erwähnung Werthe mittheilen, da ich aus Ihren Correspondenz-Berichten ersehe, daß wir theilweise doch in den Kreis des großen deutschen Vaterlandes mit eingeschlossen und zeitweise beachtet werden. Mein Bericht soll mehr das geistige Leben berühren, da das übrige Treiben der Außenwelt wohl sehr gleichgültig sein mag — eine Ausnahme dürfte aber das am 29. Juni d. J. veranstaltete Volksfest in Gleichenberg machen, das zwar ob des ungünstigen Wetters theilweise unterbrochen ward, allein unserm verehrten Landesgouverneur die allseitige Liebe und Anhänglichkeit neuerlich zeigte.

Graf Wickenburg stiftete nämlich in gedachter Heilanstalt eine Kirche, *) deren Einweihung von seinem Schwager Grafen von Zichy, Bischofe von Weßprim, unter Assistenz mehrerer hiesiger Prälaten am obigen Tage unter dem Andrang einer zahllosen Volksmenge aus nah' und fern vollzogen ward; womit gedachtes Fest verbunden war. Diese erwähnte Heilquelle, obwohl schon den Römern bekannt (wie es zufällige Auffindungen zeigten), aber erst seit einem Decennium wieder entdeckt und nun im Aufblühen begriffen, erfreut sich gegenwärtig eines ungemein zahlreichen Besuches, und Graf Wickenburg als Chef des Actienvereins ist werththätig um Alles besorgt, was zu ihrem Nutz' und Frommen dienen kann; dazu gehörte nun auch ein eigenes Gotteshaus, ein Armenspital, ein eigener Badearzt, großartige

*) Das Altarbild, ein Meisterstück Tunnere, ist bereits lithographirt im Buchhandel zu haben.

Verschönerung durch zweckmäßige Anlagen, u. s. w. Alles ist erfüllt, was man dießfalls nur wünschen kann. Die hohen Herrn Stände des Landes, als Eigenthümer des Sauerbrunnens bei Rohitsch, sind indeß auch hier thätig gewesen und haben diesen Gesundbrunnen, zugleich eine reiche Quelle ihres Einkommens, auf eine Weise verschönert, erweitert und dabei zweckmäßig für alle Bequemlichkeiten gesorgt, daß er bereits europäischen Ruf erlangt hat, trotzdem, daß in seiner nächsten Nähe mehre Sauerbrunnen entdeckt wurden und Heilanstalten entstanden sind. Thätig zeigt sich auch der Inhaber des Römerbades bei Tüffen durch zweckmäßige Bauten und Verschönerungen, was jedoch um so nothwendiger erscheint, als im Kurzen hart unter seinen Anlagen die rauchende Locomotive vorbei eilen und ihm Gäste vielleicht aus weiter Ferne bringen wird. Ebenso erfreuen sich die übrigen vielen Gesundbrunnen und Bäder unserer Steiermark zweckmäßiger (freilich hie und da oft nothwendiger) neuer Anlagen und Erweiterungen, nur Neuhaus nächst Zilli bleibt im alten Stande und gleicht mehr einer aus den ersten Zeiten übrig gebliebenen Ruine; die (Privat-) Inhabung thut gar Nichts, weil sie auch ohne Kosten den Nutzen hereinbringt, den das als trefflich erkannte Bad seit Jahren ihr abwirft.

Unser materielles Leben hat durch die Eisenbahn (vor der Hand nur von Wien her benützt) ziemlich schon eine andere Gestalt erhalten; wir erfreuen uns eines überaus bewegten Lebens in jeder Hinsicht, und die angenehme und wohlfeile Verbindung mit der Kaiserstadt, dem lebensfrohen Wien, gibt der ville des graces sur le bord de l'amour neuen Schwung. Bald dürfte die Eröffnung*) nach Zilli oder zur Steinbrücke (an der Gränze des Landes gegen Krain) stattfinden; dann sind die Folgen in materieller Hinsicht und in geistiger Beziehung unberechenbar! — Einen großen Einfluß auf das bürgerliche Leben, im engeren Sinne, auf die Bildung in dieser Classe der Gesellschaft und auf das geistige Fortschreiten überhaupt dürfte die neu errichtete und am 2. October d. J. eröffnete Realschule äußern, womit die hohen Herrn Stände dem Lande und der Hauptstadt eine große Wohlthat erwiesen. Viel — sehr viel wäre noch im Volksschulwesen zu thun; doch geschieht in der That bei uns dießfalls verhältnißmäßig mehr, als anderwärts, wo oft davon mehr gesprochen und geschrieben wird. In Bezug auf das Fehlende wollen wir das Beste hoffen, vor Allem die Milderung des leidigen Schulzwanges und starken Mechanismus, der den Geist an die Form bindet und jeden Aufschwung vor oder außer der legal bemessenen Zeit zu-

*) Die Probefahrt bis gegen Marburg (vor Kurzem erst) ist zwar unglücklich ausgefallen, allein lediglich nur aus Schuld der Ingenieure, welche das Unternehmen zu viel mit Champagner leben ließen.

rückhält. Daß der hohe Protector des Landes, der aufgeklärte und selbst hochgebildete Erzherzog Johann, an Allem was unsern geistigen oder materiellen Fortschritt betrifft, regen Antheil nimmt, versteht sich von selbst. — In der neuesten Zeit hat der Erzherzog bekanntlich für seinen Sohn das Schloß Meran in Tyrol und die Herrschaft Nadworny in Gallizien käuflich an sich gebracht, wir wollen hoffen, daß dieß ihn uns nicht ganz entziehen wird. — Das Joanneum, als seine Stiftung, ist und bleibt der Mittelpunkt aller seiner zeitherigen Schöpfungen, so auch in neuester Zeit des innerösterreichischen Vereins, der jedoch in Steiermark noch kein Lebenszeichen von sich gegeben, während er in Kärnten ein reges Leben, vielseitige Theilnahme und schon sichtbare Folgen zeigt.

Eine Zeitschrift, oder, noch besser, ein Wochenblatt wäre sehr erwünscht, das die Fortsetzung unserer steirischen Zeitschrift bilden könnte. Zwar hat diese im letzten Hefte wieder einige interessante Aufsätze geliefert; allein das vorletzte Hefte beinahe nichts Anderes, als Schreiner's Behauptung der Schreibweise „Gräs“ enthaltend, hat die meisten bisherigen Theilnehmer entfremdet, nicht nur ob des gänzlichen Mangels an Interesse in diesem lächerlichen Streite, sondern weil sich eben die Mehrzahl bereits für „Graz oder Graß“ erklärt hat, die Sache also abgethan ist. — Von Muchar's Geschichte der Steiermark ist der zweite Theil erschienen; sie enthält aber bisher so viele Citate und ist theilweise so weitläufig und im gelehrten Style, daß sich der Beschluß nicht so bald absehen läßt, was Laien und Geschichtsfreunden eben nicht willkommen ist. — Eben ist die Herausgabe einer Sammlung steirischer Ansichten sammt erklärendem Texte im Zuge, deren Widmung der Erzherzog Johann anzunehmen geruhete; das ähnliche Unternehmen in Kärnten jedoch läßt die bereits erschienenen Bilder aus Steiermark hinter sich zurück. — Daß sich in Graz eine neue Zeitschrift „Hans-Michel“ (als Verwandte des bekannten „Hans-Jörgel“ in Wien) gebildet, gehört jetzt nicht mehr zu den Neuigkeiten; sie bringt Manches zur Sprache, was die österr. Censur im ernstesten Kleide verbieten würde, und ist sehr beliebt und schon ziemlich verbreitet.

Vom sonstigen literarischen Leben ist wenig zu berichten. Da die Realschule durchaus von Fremden (als Professoren) besetzt wurde, so ist erst nach Jahren an ein nach außen sich kund gebendes Leben von dieser Seite zu denken; gegenwärtig wirken Dr. Puff (Bacherer), Pelzledrer (J. C. Lothar), Dstfellner, J. W. Sonntag und U. als Belletristen; Maty, Muchar, Göth, Wartinger u. m. als Historiker und Topographen; Dr. Edlauer und Schreiner als Juristen (Letzterer als vielfacher Correspondent und Statistiker); Dr. Unger, Langer, Halmayr, Hlubeck u. A. als Naturhistoriker u. s. w., jeder ziemlich geachtet in seiner Sphäre, mehre im Auslande bekannt. X.

II.

Aus Wien.

Hohe Heirathsangelegenheiten. — Palast des Fürsten Lichtenstein. — Anstalten für entlassene Sträflinge und für verwahrloste Kinder. — Graf Barth. — Eine Begnadigung. — David und Berlioz. — Musikfest in der Reitschule. — Antigone. — Dr. Schmidt. — Lebensmittelpreise. — Tumult. — Fremde.

Der Kaiser von Rußland wird am 20. December hier erwartet. Es geht das Gerücht, als sei hinter dieser italienischen Reise noch weit mehr verborgen, als man gleich Anfangs vermuthet hatte. Außer einer persönlichen Besprechung mit dem heiligen Vater zur Schlichtung der seit Jahren bestehenden Irrungen in Betreff der katholischen Kirche im russischen Reiche sollen auch die religiösen Verhältnisse geordnet werden zum Behufe einer Heirathsschließung der Großfürstin Olga mit dem Erzherzoge Stephan, ein Lieblingsproject des russischen Kaisers, das er noch keineswegs aufgegeben habe und dem er manche Härte des Regierungssystems aufzuopfern bereit wäre. — Eine andere Heirathsangelegenheit, welche dormalen die höhere Gesellschaft beschäftigt und welche am 10. November auf dem Schlosse Frohsdorf bei Wiener Neustadt geschlossen wurde, ist die Verbindung des Erbprinzen von Lucca mit Mademoiselle de Rosny, Tochter der Herzogin von Berry. Diese junge Dame wird als geistreich, aber auch als Freundin der alten Hofetikette geschildert; sie ist älter als ihr Bräutigam und in vielen Kreisen will man in dieser Vermählung weniger eine politische Bestrebung, als eine Rangirung des durch mancherlei Unfälle, namentlich durch die Veruntreuungen des Ritters von Ostini zerrütteten herzoglichen Hausvermögens erblicken. Die Mitgift der Braut, die das Gerücht hier auf 14 Millionen Franken angeschlagen, wird von einem legitimistischen Blatte Frankreichs auf 7 Millionen geschätzt. Uebrigens erscheint es als eine seltsame Begegnung des Zufalls, daß das Schloß Frohsdorf seit einer Reihe von Jahren in dem Besitze politischer Flüchtlinge ist, denn bald nach dem Zusammensturz des Napoleonischen Kaiserreiches wohnte in diesem Landschloß die Gemahlin des erschossenen Königs Murat, die Schwester Napoleons, und nach ihrem Tode ging die Besetzung mittelst Kauf in die Hände des aus Rußland verbannten Generals Vermoloff über, der es bis zu seinem Tode bewohnte, worauf es endlich von Herzog von Blacas im Auftrage der ältern Linie des Hauses Bourbon erworben wurde.

Bekanntlich läßt der Fürst Lichtenstein sein in der innern Stadt belegenes Palais seit einigen Jahren auf das prachtvollste herstellen und durch geschmackvolle Zubauten ansehnlich vergrößern, so daß dieser Palast nach seiner Vollendung leicht die glänzendste Behausung

der Hauptstadt sein dürfte. Ausländische Künstler sind mit dem ausdrücklichen Auftrag, keine Kosten zu sparen, unablässig damit beschäftigt, die weiten Hallen des Palastes mit allem Luxus der Malerei und Sculptur auszuschnücken und die ersten Fabriken Frankreichs und Englands müssen ihre ausgezeichnetsten Erzeugnisse zum Umeublement der Gemächer liefern. Das Ganze soll ein und eine halbe Million Gulden kosten und noch nicht vollendet sein. Wie man hört, so ist Se. Durchlaucht gesonnen, die Gemächer seines Palastes im Laufe dieses Winters gegen ein Entree von 2 fl. C. M. dem Publicum zu öffnen, damit es sich an dem Anblick dieser feenhaften Herrlichkeit weiden könne, deren Schilderung und Bewunderung ohne Zweifel unsern Zeitungen und Salons genug zu thun geben wird. Der Ertrag soll einer Wohlthätigkeitsanstalt gewidmet werden. Dem Dombauverein in Oöln hat der Fürst, der ein großer Freund und Kenner der Baukunst ist, ein Geschenk von 300 Ducaten gemacht.

Der hier bestehende und im rüstigsten Gedeihen befindliche Verein für Besserung entlassener Sträflinge hat einen neuen Zuwachs erhalten, der von der ihm einwohnenden Lebenskraft ein sehr rühmliches Zeugniß ablegt; wir meinen die Gründung eines Rettungshauses, das lediglich für Aufnahme solcher entlassenen Sträflinge dient, deren große Jugend es nothwendig erscheinen läßt, sie vorerst von den verderblichen Einflüssen eines verbrecherischen Umgangs fern zu halten und in dieser Abgeschlossenheit moralisch heranzubilden. Große Verdienste um diese wohlthätige Einrichtung hat sich der Vorstand des genannten Vereins Graf Barth Wartenheim erworben, dessen Name durch seine gründlichen publicistischen Werke, namentlich über die bürgerlichen Zustände in Oesterreich, in der gesammten juristischen Welt Deutschlands einen guten Klang hat. Der Kaiser hat den Grafen, der derzeit die Stelle eines Regierungsrathes beim Gubernium bekleidet, in Anerkennung seiner Wirksamkeit zum Hofrath befördert und zur Dienstleistung der vereinigten Hofkanzlei angewiesen, wo sich ihm ein vergrößerter Wirkungskreis erschließt. — Unter den Schützlingen des Vereins für Besserung entlassener Sträflinge befindet sich auch ein junger Mann, dessen Geschicklichkeit sein Unglück ward. Rechtsbesessener an der hiesigen Universität, war er wegen seiner ausgezeichneten Handschrift zum Schreiblehrer mehrerer Prinzen des Kaiserhofes verwendet worden, als er sich plötzlich beikommen ließ, seine Kunst zur Verfertigung falscher Banknoten zu benutzen. Auf diesem Verbrechen ertappt, ward er sofort eingezogen, und dem Buchstaben des Gesetzes zufolge ihm auf einige Jahre Zuchthausstrafe zuerkannt, die er auch wirklich antrat. Auf die Fürbitte einflussreicher Personen wurde er jedoch von Se. Maj. nach Verlauf eines halben Jahres begnadigt und dem bürgerlichen Leben wieder geschenkt, indem ihm nicht bloß die weitere Strafzeit nachgesehen wurde, sondern zugleich

befohlen ward, daß ihm bei der Fortsetzung seiner Studien und später bei etwaiger Erlangung eines Amtes aus der über ihn verhängten Criminalstrafe kein Hinderniß erwachsen solle. — Durch das Testament eines im Ausland verstorbenen Wieners, des spanischen Generalconsuls Viriot zu Hamburg, worin die Summe von 40,000 Gulden C. M. zur Gründung einer Kinderbewahranstalt in der Vorstadt Lichtenthal, ist unsere ohnehin mit Humanitätsinstituten reichlich gesegnete Stadt um eine auf das physische und sittliche Gedeihen der verwahrlosten Kinder armer Eltern berechnete Anstalt reicher geworden. Am 9. November fand die feierliche Grundsteinlegung des zu diesem Zwecke bestimmten Hauses statt, und die Kaiserin-Mutter, welche zugleich die Schutzherrin des Institutes ist, verrichtete selbst den solennen Act derselben.

Die beiden Franzosen Berlioz und David sind hier angekommen, um ihre Werke vorzuführen. David hat bereits weichen müssen und ist einstweilen nach Pesth abgereist, um dort die Wüsten-symphonie zu produciren, indeß der Kunstkritiker des Journal des Debats freies Feld hat. Die Franzosen sind immer klug, auch wenn sie Künstler sind und machen es wie die Savoyarden in Paris, die in verschiedenen Stadtvierteln abge sondert wohnen, die sie nie überschreiten, um nicht in Collisionen zu gerathen und sich die Ernte zu verderben. Dem Componisten der Marche l'uebre ist die Halle des großen Redoutensaales noch zu klein erschienen und er hat es darum vorgezogen, sein erstes Concert im Theater an der Wien, dem geräumigsten der Residenz, zu veranstalten, dessen Preise sehr bedeutend erhöht sind. Berlioz kann gar nicht Blechmusik genug aufreiben für seine klanggewaltigen Werke, und es hätte bald keine Kirchenparade stattfinden können an dem Sonntage, an welchem um die Mittagsstunde das Concert stattfinden soll, weil der Componist sämtliche Regimentsbanden in Beschlag genommen hat. Höchst ergötzlich ist es mit anzusehen, wie manche musikalische Notabilitäten dem Feuilletonsfürsten den Hof machen und sich in Gunst zu setzen suchen, da sie ganz gut wissen, daß Berlioz seinen Wiener Triumph im Journal des Debats mit blendenden Farben schildern wird, und sie doch gar zu gern auch eine Stelle möchten in dem Siegesbulletin. Berlioz wohnte der Aufführung des diesjährigen großen Musikfestes in der Reitschule bei, wo 1000 Sänger und Instrumentalisten mitwirkten und außer einigen Tonstücken von Haydn und Tomaschek, auch die Ouvertüre zum Egmont, und Christus am Delberge, von Beethoven, executirt wurden; er war entzückt von dem mächtigen Eindruck, den diese herrlichen Tongewitter auf die Seele des lauschenden Hörers ausübten und konnte nicht Worte finden, die Instrumentalistik der Deutschen zu preisen und Staudigls seelenvolle Sologänge zu bewundern. — Mit Nächstem beabsichtigt man auch die

Darstellung der Antigone von Sophokles zum Vortheil einer milden Anstalt, wobei Anschütz den Sprecher geben soll und die mit Musik von Mendelssohn-Bartholdy ausgestatteten Chöre von dem hiesigen Männergesangsvereine gesungen werden. — Der Begründer der Liedertafel, Dr. Schmidt, Redacteur der Musikzeitung, hat seine Stelle als Secretär des Vereins niedergelegt und an seiner Statt wurde Dr. Egger, ein hiesiger Advocat, gewählt. Als Zeichen der Anerkennung wurde dem abtretenden Dr. Schmidt von Seiten der Mitglieder ein schöner silberner Ehrenbecher übergeben.

An den nöthigsten Nahrungsmitteln, nämlich an Mehl und Kartoffeln, ist kein eigentlicher Mangel zu empfinden, doch schlagen die Preise dergestalt auf, daß eine zahlreiche Menschenclasse bei schwierigem Erwerb kaum in der Lage sein wird, diese nothwendigen Dinge zu kaufen. Die Staatsverwaltung kann nur im äußersten Falle in eine Ermäßigung des Einfuhrzolles und der Accise willigen und geht lieber auf Geldvorschüsse ein, als sich einen Hauptquell der Einkünfte zu verstopfen.

Auf der Laborbrücke, welche auf die Straße nach Mähren führt, und auf der bedeutende Zufuhren für die Residenz anlangen, entstand jüngst ein Tumult, der glücklicher Weise nicht weiter griff, und durch die Klugheit der Behörden sogleich unterdrückt wurde. Die Bauerwagen, die zum Markte fuhren, hatten sich gehäuft und die Langsamkeit der Acciseverwaltung am Thore nöthigte den langen Zug zu mehrstündigem Warten. Als der Aufseher endlich mit einem Weinbauer wegen eines unvisirten Fasses in Wortwechsel gerieth und im Streite den Säbel zog, entstand eine gräßliche Verwirrung an der Brücke und die Landleute rotteten sich drohend zusammen, so daß die Wache herbeigeholt werden mußte und um militärische Verstärkung in die Stadt geschickt ward. Doch erschien alsbald ein Ordnonanzoffizier zu Pferde und befahl, daß alle harrenden Wagen unverzüglich und ohne Aufenthalt am Thore hereinfahren sollten, was denn auch geschah, ohne daß die Bauern diesmal die gesetzliche Verzehrungssteuer bezahlen durften. Auf diese Weise war die Passage in wenig Minuten frei und die Ordnung wieder hergestellt.

Unter den vielen Fremden, welche gegenwärtig hier verweilen, bemerkt man auch den jüngsten Sohn des irischen Agitators O'Connell und den Redacteur des wissenschaftlichen Theiles in dem Riesensblatt *L'Epoque* Abbé Mocigno, der als Chemiker eines ausgezeichneten Rufes genießt. Er ist auf einer Reise durch Deutschland begriffen und wird auch den Norden besuchen, um literarische Anknüpfungen einzuleiten und Correspondenten für diese Zeitung großartigen Stiles anzuwerben. Hofrath Mosen in Oldenburg und der dramatische Schriftsteller Benedix wollen gleichfalls hieher kommen, beide in Angelegenheiten ihrer Stücke. Jedenfalls muß man sich wundern,

warum noch kein Werk Mosens auf dem Burgtheater zur Darstellung gelangte. Von Benedix weiß man, daß der jetzige Chef des Hofburgtheaters, Graf Dietrichstein, dem etwas derben Ton in seinen Lustspielen abhold ist und denselben unter der Würde dieser Kunstanstalt hält. Wahrscheinlich will Benedix persönlich Vorstellungen machen, da es ihm bei dem Beifall, den seine Stücke hierwärts finden, nicht gleichgiltig sein kann, sich die erste Bühne Deutschlands verschlossen zu sehen. Von Lewald wird in der Wallishäuser'schen Buchhandlung eine „Geschichte des deutschen Theaters“ erscheinen und es ist wahrscheinlich diese literarische Angelegenheit, welche den Redacteur der Europa in nicht gar langer Frist nach Wien führen wird.

III.

Aus Leipzig.

Des enfers Tod. — Wahlbewegungen. — Felix Dobrcynski. — Leipziger Selbstgefühl und Leipziger Gastlichkeit. — Höchste Cultur. — Kunstkennerei und Kennermystification. — Quartett-Soireen. — Jüdisches in der Musik. — Das „Steiniget“ der Anbeter. — Colossaler Patriotismus. — Das Concert der Euterpe. — Musikalisches Staatsverbrechen. — Dobrcynski's Compositionen.

Unser Censor ist gestorben. Die Censur lebt noch. *Le roi est mort — vive le roi!* Welch ein Ereigniß für die Presse, wenn ein Censor stirbt! Der Mann, von dem das Wohl und Weh unserer lebenslustigen Gedanken abhängt. Uncensurte Völker, Franzosen, Engländer — sie sind bedauernswerth; sie haben keine Vorstellung von diesem wehmüthigen Gefühle des Scheidens nach so innigen Geistesbezügeln, so hingegebenem Lauschen auf die geheimsten Meinungen, Absichten, Stimmungen beiderseits, so gleichsam einer Ehe mit ihrem Sonnenschein und Regen — und sodann von diesem bangen Blick in die ungewisse Zukunft, diesen schaurigen Ahnungen schwererer Schickung und noch ungeborner Schmerzen; sie sind um einen Genuß, den Genuß einer in das tiefste Leben greifenden Pein ärmer. Das ist nichts — schreiben können, was mir in den Sinn kommt, auf dem glatten Meere der Pressfreiheit hinsteuern, lustfahren rechts und links, mit jedem Winde, — aber so, zwischen Scylla und Charybdis, zwischen dem Censor und etwa seinem Stellvertreter hindurch das Schiffelein zu retten — nun ja, mit Verlust von sechs kampfrüstigen Achäern, sechs unsterblichen Gedanken! —

Unser Leipzig ist in großer Bewegung. Die Stadtverordnetenwahl ist diesesmal ein Ereigniß. Im Tageblatte haben ungenannte Patrioten Stimmzettel, in den Nummern der Wahlliste abgefaßt, drucken lassen, um auf diese Weise den guten Bürgern Vorschläge zu liberalen Wahlen zu machen. Gegen dieses, man sollte denken, sehr nahe liegende und äußerst unverfängliche Manöver haben sich im

Tageblatte einzelne Stimmen erhoben — oder vielleicht war es auch nur eine Stimme — und über Wahlumtriebe und Raub an der Wahlfreiheit der loyalen Bürger geschrien. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß jene wohlbekannte Methode, welche der Leithammel einzuhalten pflegt, nichts geringeres in sich schließt, als eine Freiheitsbeschränkung — für die Schöpfe. — Die Wahlmännerwahl ist übrigens, in Verachtung der lammhaften Warnungen im Tageblatte, nicht für die Schafe, sondern für die Böcke ausgefallen, für Rob. Blum mit mehr als tausend, Dr. Heyner mit mehr als neunhundert Stimmen, Otto Wigand, Kramermeister Poppe, Advocat Bertling, Advocat Römisch, Biedermann u. s. f. Ein anderer politischer Act, der die Gemüther in Spannung versetzt, steht in der Wahl des neuen Commandanten der Communalgarde bevor.

Doch nichts mehr von Politik! ich will ein wenig von Musik erzählen. Zwar bin ich diese Saison ein Ungetreuer der Polymnia — vergraben wie ich bin in Arbeiten —, ein Paar Concerte habe ich aber doch zufällig mitgemacht, in denen Sachen von Herrn Felix Dobrcynski aufgeführt wurden. Herr Dobrcynski brachte mir nämlich aus Berlin einen Brief von einem sehr lieben Freunde mit, dem Violoncellisten Hanemann, einem prächtigen Menschen und trefflichen Musikanten, der nebenbei auch ein College ist, denn er schriftstellert aus Liebhaberei. Da ich nun an Herrn Dobrcynski einen Mann fand, der mir bald große Theilnahme abgewann, so ward ich auch auf seine Compositionen begierig, und ging in die Matinée musicale, die er am 9. im kleinen Saale der Buchhändlerbörse gab, und nachher in das erste Concert der Euterpe am 18., in welchem seine Sinfonie caractéristique gegeben wurde, eine Arbeit, mit welcher er, ich weiß nicht in welchem Jahre, bei der Wiener Symphonieconcurrenz zwar nicht den Preis, den Lachner erhielt, aber doch ein sehr rühmliches Accessit davongetragen hat. Die zu seiner Oper „Mamprocti“ gehörige Ouverture, welche am 8. im Gewandhause gemacht worden war, habe ich nicht gehört. In der Matinée musicale führte Dobrcynski nur Stücke seiner eigenen Composition auf, ein Quintett (A-moll) und ein Sextett (Es-dur), beide für Streichinstrumente, einige Clavierfachen, die er selbst spielte, und ein Paar Gesangstücke, nämlich eine Balade für Baryton aus der erwähnten Oper und eine Cavatine für Sopran.

Ich bin schon lange genug in Leipzig, um mich als Leipziger zu fühlen, und somit für die gute Reputation der Stadt, „als wär's ein Stück von mir“, empfindlich zu sein. Da hat mich's denn verdrossen, daß Herr Dobrcynski über Leipzig gegen mich sehr — einsilbig, sehr — verschwiegen war. Er rühmte Berlin ganz ausnehmend; wenn man von Leipzig sprach, sprach er von der freundlichen Begeg-

nung, die ihm in Berlin geworden: — Berlin ist meine Vaterstadt; ich war also darob vergnügt in dem berlinischen Winkel meiner Seele — aber daß es auf Kosten meines guten Leipzig geschah, das verzaltzte mir das Vergnügen. Ich hätte gewünscht, er hätte beide Städte gleich liebenswürdig gefunden: — ächte Leipziger werden dieses Gefühl nicht verstehen und sogar für sehr bemitleidenswerth halten, denn ächte Leipziger können es sich gar nicht möglich denken, daß man Leipzig anders als auf anderer Städte Kosten hochstellen könne; ächte Leipziger finden Alles durchaus jämmerlich, kleinstädtisch, bornirt, geschmacklos, dumm, gemein — was nicht leipzigerisch oder leipzigerisch ist; genug, ich bin nun einmal in diesem Punkte noch kein ächter Leipziger. Leipzig hat gewisse Eigenheiten, die — vielleicht Blüten der höchsten Civilisation sind, ich weiß nicht — aber andere gewöhnliche Menschenkinder, und auch solche halbe Leipziger wie ich, pflegen diese Blüten — gewiß mit großem Unrecht und aus purer kleinstädtischen, dresdensischer oder berlinischer oder sonst dergleichen Bornirtheit — Unarten zu nennen. Z. B. daß Leipzig eine ganz besondere Art hat, die in der übrigen Welt nicht Art ist, den liebenswürdigen Wirth gegen Fremde zu machen; es kommen da jezuweilen Fleuretten vor, die in der Sprache der Götter (Leipzig, verlehrt sich!) vielleicht zarte Aufmerksamkeit heißen: die gemeinen Sterblichen aber nennen sie — schreckliches Wort, schrecklicherer Gedanke, doch das schrecklichste die That! — Ohrfeigen. *Exempla sunt odiosa*. Nun, das sind Höhen der Cultur, die allerdings selten erstiegen werden; aber Klagen über eine Begegnung, die dem Fremden nicht gefiel — sicher nur weil er zu niedrig in der Bildung stand, um die leipziger Höhe zu ermessen — solche Klagen habe ich von Fremden öfters gehört. Sehr gewöhnlich ist es z. B., daß der Leipziger dem Fremden ins Gesicht nicht nur sein Leipzig und was darum und daran hängt, bis in den Himmel hebt, sondern auch, um demselben den Preis Leipzigs desto einleuchtender zu machen, des Fremden Wohnort oder Geburtsort und was darum und daran hängt, immer noch dem Fremden ins Gesicht, bis in die Hölle hinunter setzt. Sodann eine gewisse eifige Kälte, ein gewisses schroffes Abstoßen, ein gewisser Mangel an Dienstwilligkeit — der sonst doch keineswegs im sächsischen Character liegt — alles dieses immer dann, wenn gewisse literarische, musikalische, theatralesische oder sonstige Charactere in gewissen Kreisen (Coterien, Cliquen schilt's der Leummund, der — Verleumder, will ich hoffen) zufällig nicht gewisse hohe Geneigtheiten für sich, oder wenn sie gar auf denselben Gipfeln Ungeneigtheiten wider sich hätten: nun, wie gesagt, ich weiß das alles nicht, verstehe auch alle diese Dinge nicht, kummere mich nicht darum, urtheile nicht, — *relata refero*.

Es ist doch seltsam, daß ein Musiker, der mit einem nicht geringen musikalischen Rufe nach Leipzig, dieser Stadt der Musik par

excellence kommt, dort nicht sollte mit offenen Armen aufgenommen werden. Oder wäre es mit dem hohen musikalischen Standpunkt Leipzigs nicht so — ei, was wäre mir da beinah entfahren! Man hat sich zwar von einem sonderbaren Falle viel erzählt, in welchem das Musik-Athen Deutschlands, das urtheilbefähigte, kunstkennerisch hochgebildete und tiefverständige, contrapunctkundige, musikgeschichtsgelehrte, Johann-Sebastian-Bach-Denkmal-setzende Leipzig eine Symphonie von diesem Johann Sebastian Bach, in der Meinung, daß es etwa eine Fahrmarktsdudedei sein möchte, ausgezischt hat. Indessen so etwas kann überall begegnen. Ein Bekannter von mir sagte einmal einem berühmten Concertmeister in einer berühmten Residenz, nachdem man eben den ersten Satz einer elenden Symphonie von irgend einem Stümper heruntergespielt hatte, und da der Concertmeister fragte, was das wäre: ei, das hören Sie nicht gleich? es ist ja eine der spätesten Arbeiten von Beethoven, aus seiner Verlassenchaft; und dann schnitt er während des zweiten Satzes, dem Concertmeister zuwinkend, verzückte Gesichter, und hatte den Spas, daß dieser ihm alle Grimassen doppelt verzückt zurückgab. — Nun habe ich in Leipzig denn auch wohl bemerkt, daß die schönen Quartett-Soireen immer nur gar dürftig besucht sind — ein Phänomen, das ich mir bei der großen Musikliebe und dem großen Musikverständnis Leipzigs nicht zu erklären vermag. Ich habe auch noch sonst allerlei bemerkt — doch genug! Leipzig brüstet sich mit seiner Musik; es sollte doch also, um des Anspruchs willen, den es macht, eine Ehre darein setzen, musikalischen Gästen aufs Beste entgegenzukommen, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, ihnen die Aufführung ihrer Werke zu erleichtern, nicht zu erschweren. Und kurz, Herr Dobrcynski sollte sich in Leipzig nicht zu beklagen gehabt haben. Der Künstler, der fremde Gast, und — was noch mehr ist für theilnehmende Menschen, der Pole! der Mann, der unter dem Druck der Heimat aller Aufmunterung, aller Förderung, aller Pflege entbehret, deren das Talent von außen bedarf, und in die Fremde reist, um einige Entschädigung, einigen Trost und empfängliche, nicht zu beklagen gehabt haben, sage ich; denn beklagt hat sich Herr Dobrcynski nicht; aber es ist mir nicht entgangen, daß er Ursache dazu gehabt hätte, viel Ursache. Es ist wahr, in der erwähnten Matinée musicale haben die Herren David, Gade, Grabau, Grenser, Demler mitgewirkt; man hat eine Ouvertüre von Herrn Dobrcynski im Gewandhausconcerte und eine Symphonie von ihm in der Coterpe aufgeführt; alles schön! Indessen wie es von dem kunstfreundlichen, ja, kunststolzen Leipzig zu erwarten wäre, daß es mit fremden Künstlern verfahren sollte, so verfuhr es entschieden nicht: ich weiß nicht, ob das immer so ist, ich habe früher nicht Gelegenheit gehabt, darauf

zu achten; diesmal achtete ich darauf, weil ich an Herrn Dobrcynski persönlichen Antheil nahm. Und die Erfahrung, die ich diesmal machte; ich bin gewiß, daß ich mich nicht getäuscht habe, spreche ich diesmal aus.

Ich weiß nicht, ob es immer so ist; aber ich habe häufig sagen hören, es sei so in Leipzig immer. Leipzig errichte sich seine Altäre, und an denen opfere es, an keinen andern. Das wäre denn allerdings ganz in jenem Geschmacke, von dem ich zuvor schon sagte, sich nur selbst zu räuchern und alles was nicht leipzigerisch gestempelt ist, mitleidig von oben herab anzusehen. Da fällt mir ein, ich fand heute auf dem Museum — beiläufig gesagt, einer Anstalt, auf die Leipzig wirklich Ursache hat, sich etwas zu Gute zu thun — beim Durchblättern eines Heftes der Cölnischen Zeitung einen kleinen Aufsatz, dessen Verfasser sich über Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy etwas hämisch ausläßt und dabei mit einem Seitenblick auf unser Leipzig die spitzige Bemerkung macht, er fürchte sich nicht vor dem Steinigen, obwohl er sich auch davor am Rhein nicht so sehr zu fürchten habe, denn dort am Rhein sei es mit einem gewissen Fieber des Enthusiasmus nicht wie in — Leipzig, wo man sich eines „Steiniget ihn“ allerdings zu versehen hätte, wenn man den Abgott frevelnd antastete. — Der Verfasser dieses Aufsatzes bringt unter Anderem den Einfall zu Markte, daß die Compositionen des Meisters, den er bespricht, nach dem — Judenthume ihres Urhebers schmeckten. Ein Einfall, der sehr wohlfeil ist! Und so mag er denn schon Manchem gekommen sein. Ich habe Ähnliches auch schon in Betreff Meierbeers behaupten hören. Aber ein Schleppträger des Herrn Mendelssohn hat sich in der Cölnischen Zeitung gewaltig darüber erhitzt; ich begreife nicht, weshalb. Der Einfall ist vielleicht sehr läppisch, vielleicht liegt auch etwas Wahres darin; jedenfalls doch nichts was dazu angethan wäre, sich zu ereifern. Oder wäre der jüdische Charakter schlecht empfohlen, wenn das als Wirkung seiner eigensten Eigenheit anerkannt wird, was wie Meierbeers und Mendelssohns Compositionen die — christliche Welt zu electisiren vermocht hat? Herr Mendelssohn selbst, denke ich mir, wird sich vor solchen Freunden und Verehrern segnen, welche eine Hindeutung auf das Charakteristische seiner Abstammung wie — man möchte sagen, etwas Ehrenrühriges mit Ereiferung abzuweisen suchen.

Da fällt mir, indem ich von Herrn Mendelssohn rede, schon wieder etwas ein, und etwas das mich glücklich auf Herrn Dobrcynski zurückbringt. Herr Dobrcynski spricht sehr schlecht, sehr gebrochen deutsch. Herr Mendelssohn spricht sehr gut, sehr geläufig französisch. Als Herr Dobrcynski Herrn Mendelssohn Besuch machte, redete Herr Dobrcynski Herrn Mendelssohn französisch an. Sprechen Sie nicht deutsch? fragte Herr Mendelssohn. Und Herr Mendelssohn

zwang Herrn Dobrcynsky deutsch zu radebrechen. Herr Mendelssohn ist schon kein halber Leipziger mehr, Herr Mendelssohn ist ein ganzer Leipziger. Auf dem hiesigen Museum schrieb Jemand in das Wunschbuch etwas in Betreff des Morning Chronicle und bediente sich dazu der englischen Sprache. Der Vorstand schrieb daneben: in einer deutschen Stadt spreche man deutsch. Bald darauf schrieb ein Franzose eine Bemerkung in französischer Sprache in das Wunschbuch, und flugs verwies ihn ein Abonnent des Museums auf jene Weisung des Vorstands bei Nr. so und so: in einer deutschen Stadt spreche man deutsch. O leipziger Patriotismus! O patriotisches Leipzig! — Wir sollten doch wahrlich unsern Deutscheitsstolz lieber im Auslande anbringen, wo wir uns gemeinlich wie die Dhrwürmer schmiegen, und bei uns zu Hause den Fremden, weil wir ihre Wirthe und sie unsere Gäste sind, es so bequem als möglich machen. Im Gallarock draußen können wir den Kasenbuckel nicht krumm genug machen, und daheim im Schlafrock sind wir — biberbe Deutsche, d. h. sackgrob. Ach Michel! Michel! wie fest und dick ist dir der Popf gewachsen! der gemüthliche deutsche Popf.

Nun habe ich über Kunstkennerci und Leipziger Culturblüten und Jubenthum und deutschen Popf noch immer nichts von Herrn Dobrcynski's Musik gesagt. Mir hat von neuen musikalischen Erzeugnissen lange nichts eine so vollständige Befriedigung, einen so durchaus ungestörten Genuß verschafft, als Herrn Dobrcynski's Compositionen fast durchgängig. Doch — daß ich gewissenhaft berichte — bei der Sinfonie caractéristique war er nicht so durchaus ungestört, wiewohl ohne Schuld der Composition. Ein unglücklicheres Zusammentreffen von Schicksalsbosheiten, die einen Künstler wohl mögen zur Verzweiflung treiben können, ist kaum zu ersinnen. Das Concert der Euterpe bestand aus zwei Theilen; im zweiten Theile wurde Dobrcynski's Symphonie gegeben. Der erste Theil war sehr — gelind gesagt — ermüdend: zwei lange Violinsoli von einem und demselben Violinisten vorgetragen, das letztere Ernst's Carneval de Venise — eine Seiltänzerproduction, kein Musikstück — drei oder vier Lieder, oder, was weiß ich, Arien von einer und derselben dilettantischen Sopranstimme vorgetragen; im Saale eine Höllenhize, mit obligaten Luftstößen aus dem kalten Corridore bei jeder Deffnung der Eingangsthüre; endlich, zum Schlusse des ersten Theiles, die Duvertüre aus dem Freischützen. Die Duvertüre aus dem Freischützen ist eine schlimme Folie für ein anderes Stück, auf das man sich gespißt hat; überhaupt, wenn man ein Musikstück kennen lernen will, muß man es allein hören. Dann, als die Sinfonie caractéristique begonnen hatte, gleich im ersten Satz suchte sich die Clarinette ihre eigenen Wege, und ist auch späterhin vom Abentheuern nicht ganz wieder zurückgekommen. Und zu allem Ueberflusse gingen während der

Symphonie die Lampen im Saale zum großen Theile aus; und unter den Zuhörern ereigneten sich allerlei Sonderbarkeiten. Kurz, der Dämon der Mißstimmung spannte alle Saiten auf, um sich ganz un- widerstehlich zu machen. — An dergleichen kleinen Leiden ist das Künst- lerleben reich. Nicht selten auch an großen. Herr Dobrcynski, der aus der Gegend von Warschau gebürtig ist — er ist seiner ganzen, auch musikalischen Bildung nach, Pole, Schüler des greisen Elsner, dessen Unterricht er mit Chopin zugleich genoß — ist in Bezug auf seine Lebensaussichten, die man doch wol immer gern aufs Vaterland stellt, gewissermaßen heimatlos gemacht: er hat sich in Warschau kei- ner Laufbahn zu versehen, man giebt nicht einmal seine Oper in sei- ner Vaterstadt. Warum? Weil Herr Dobrcynski in seinem Es-dur- Sertett ein Paar patriotische Anspielungen gemacht hat — der dritte Satz ist z. B. genannt Hommage à Kosciuszko und auf ein Lieb- lingsthema des edeln Polen basiert. — Ein musikalisches Staats- verbrechen!

Doch endlich noch einige Worte über die Compositionsart des Herrn Dobrcynski. Was ich von ihm gehört habe, hat mich, wie ich schon sagte, so befriedigt und erfreut, daß ich über die Ursachen des wohlthuenden Eindrucks, den es auf mich machte, wohl kaum re- flectirt haben würde, wenn mich nicht Urtheile Anderer dazu getrieben hätten. Die Themata des Herrn Dobrcynski, hörte ich sagen, sind ansprechend, gesangreich, aber — nicht neu. Sonderbar! Sind es denn Reminiscenzen? Nein. Was heißt das also: nicht neu? Es heißt: nicht erschreckend, nicht aus der stillen Hingabe des Genusses auffchüttelnd, nicht wunderbar, nicht grillenhaft. Das ist es aber ge- rade, was mir Dobrcynski's Compositionen lieb macht; seine Musik ist Musik. Nichts fordert die Empfindung zum Widerstand heraus, nichts stachelt das Urtheil auf, den Gang der Empfindung zu unter- brechen; Alles ist klar, zusammenhängend, entwickelt sich wie von selbst. Klarheit der Exposition, wie ich es nennen möchte, um den lebendigen Zusammenhang des Ganzen zu bezeichnen, Klarheit in der Gestaltung jedes Motivs, Klarheit in der Durchführung der Themata, Klarheit, ganz ungewöhnliche Klarheit in der Instrumen- tation, die Dobrcynski mit solcher Meisterschaft beherrscht, daß man jedes Instrument in seiner eigensten Weise und aufs allervernehmlichste glaubt sprechen zu hören. Gerade in unseren Tagen der maßlosen Ueberreizung, des verzweiflungsvollen Jagens nach Originalität, nach gewaltsamen Capricen, nach tollem Spuk in der Musik, sind das so seltene Vorzüge, daß man sie mit besonderem Nachdruck hervorheben muß, so sehr sie sich in der Kunst von selbst verstehen sollten. — So wie Herr Dobrcynski den Instrumenten immer nichts Anderes zu- muthet, als was sie ihrem Character nach wirklich zu leisten vermö- gen, so setzt er, wie mir scheint, auch für die menschliche Stimme

höchst naturgemäß. Seine Oper liegt der Direction unsers Theaters zur Annahme vor: hoffentlich wird sie hier zur Aufführung kommen; wir werden dann sehen, wie es ihm in der dramatischen Composition gelingt. — Jedenfalls ist diesem Musiker mehr Beachtung von Seiten des musizierenden Publicums zu wünschen, als ihm, wenigstens hier, wie mir scheint, bisher zu Theil geworden ist.

G. Julius.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Materieller Sinn und practischer Sinn. — Der Borromeusverein. — Politischer Tact des Bürgers. — Bildungsfortschritte. — Vorlesungen. — Dr. Thesmar und Prof. Bauerband. — Der Verlagsverein. — Das „Rheinische Jahrbuch“. — Turnangelegenheiten.

In manchen Charakterbeziehungen hat der Cölnner Aehnlichkeit mit dem Wiener. Lebensfroh, über dem Heute nicht selten, wie dieser, Gestern und Morgen vergessend, ist der Cölnner auch im Allgemeinen dem materiellen Genusse, der heitern Geselligkeit sehr ergeben. Das Wirthshausleben blüht im gesammten preussischen Staate nirgend so herrlich, so reizend, so lockend, wie eben in Cöln, wenn auch leider! auf Kosten des eigentlichen Familienlebens. Diese Liebe zu materiellem Genusse, diese practische Philosophie, welche jedem Verhältnisse des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen weiß, mit einem leichten Scherz, mit einem drastischen Witzworte alle Schroffheiten des Daseins überhüpft, hat aber in den verschiedenen Ständen der Bürgerschaft der wahren, höhern Bildung bisher Abbruch gethan, und trägt auch jetzt noch die Schuld, daß bei uns im Allgemeinen nicht so viel Gewicht auf geistige Veredlung gelegt wird, als zu wünschen wäre. Nur in den letzten Jahren, muß man einräumen, ist der Sinn für Höheres, für Literatur und Kunst reger, und des Vaterlandes Gegenwart und Zukunft bei Vielen Gegenstand des Nachdenkens geworden: man hat der Tagespolitik Geschmack und zugleich die practische Seite abgewonnen; wenn auch vielleicht mancher Norddeutsche nach „Geist“, seinen Begriffen gemäß, vergebens bei uns suchen wird. Bei dem geraden, offenen Verstande des Cölnners, seinem einfachen Beschnackte und scharfen Urtheile, das jedem Dinge die komische Seite abzugewinnen versteht, ist ihm alle schöngeistige Zerrbildung ein wahrer Gräuvel; aber in seiner Scheu vor dieser geht er denn auch wohl so weit, sich um das nicht zu bemühen, was wirkliches Erforderniß einer soliden Bildung ist, und auch von den wichtigen Erscheinungen der Literatur keine Notiz zu nehmen. Lesevereine, wissenschaftliche Clubs, ästhetische Kränzchen — musikalische ausgenommen — sind bei uns nicht nur nicht heimisch, sondern Gegenstände der Verhöhnung. Würste man an diesen Dingen irgend ei-

nen Haken zu entdecken, mit dem sie sich an das practische Leben nesteln ließen, so würden sie bald Wurzel bei uns fassen. — Weil ihm das practische Element fehlt, er nur eine einseitige Richtung verfolgt, erfreut sich auch der hier entstandene katholische Leseverein keines sonderlichen Fortganges, wie viel man auch über den hier schaltenden und waltenden Ultramontanismus faselt. Wundern soll uns doch, mit was für Schriften der Borromeus-Verein dem verderbten Geschmacke eine andere Richtung geben, durch was für Mittel er die Menschen aus dem Sumpfe der Sinnlichkeit ziehen will. Wie fein unsere Leute aber auch zu calculiren verstehen, bei diesem Vereine dürfen sie sich doch verrechnet haben: es lassen sich die Cölner und Rheinländer so kein X mehr für ein U machen. — Einen großen Fortschritt in der Bildung der Cölner haben wir in dem lebendigen Antheile begrüßt, den hier alle Anregungen finden, die politischen oder socialen Fragen gelten, und staunen muß man bei solchen Gelegenheiten zuweilen über die gesunden Ansichten, welche schlichte Bürger entwickeln, über den Scharfsinn, mit welchem sie zu erwägen wissen, was uns Noth thut, über den Tact, mit dem sie die Gebrechen und Mängel der Zeit aufzufassen und zu beleuchten verstehen. Daß die Intelligenz hier auch zu ihrem vollsten Rechte kommen wird, geht auch noch daraus hervor, daß mehre unserer Kaufherren ihre Söhne, welche einem commerciellen oder industriellen Berufe bestimmt sind, ehe sie in's Geschäft treten, Universitäten besuchen lassen, um sich mit Geschichte, Politik, einigen practischen juristischen Zweigen zu beschäftigen. Diese Saaten werden ihre Früchte bringen, sie sind durch die Nothwendigkeit der Zeit bedingt. Wer hätte vor Jahren hier daran gedacht, wenn die Comtoirstunden geschlossen, noch irgend eine Vorlesung zu hören? Jetzt ist auch das anders. Ein hiesiger Advocat, Dr. Thesmar, hielt und hält sehr besuchte Vorlesungen über das französische Handelsgesetzbuch, und es sind uns ebenfalls Vorlesungen über den code de commerce und einzelne Materien unserer Rechts-Institutionen von Prof. Bauerband in Aussicht gestellt. Herr Bauerband, früher einer der geachtetsten Advocaten unseres Appellhofes, wurde im vorigen Jahre als Professor nach Bonn berufen, da bis dahin an dieser Universität kein eigentlicher Lehrstuhl für französisches Recht bestand. Seine Vorlesungen, in welchen er, reich an Erfahrungen, auf die gediegenste Weise Theorie und Praxis zu vereinigen weiß, sind dort außerordentlich besucht, und so darf er sich auch bei uns ein sehr zahlreiches Auditorium versprechen, wenn er dem allgemeinen Wunsche unserer jüngern Advocaten und der Kaufmannschaft nachkommt. Außerdem sind auch noch Vorlesungen über Physiologie angekündigt, welche aber keinen besondern Anklang zu finden scheinen. Was sonst in rein wissenschaftlicher Beziehung geschieht, ist nicht weit her. Der von der Mehrzahl unserer Buchhändler gebildete Ver-

lagsverein hat bis dahin noch nichts von sich hören lassen, und wenn er in der bisher befolgten Weise zu wirken fortfährt, so wird Cöln wahrlich durch ihn keine größere Bedeutung als Verlagsort erhalten.

Als neue zu erwartende belletristische Erscheinung führen wir das von dem Buchhändler L. Kohnen angekündigte „Rheinische Jahrbuch“ an, welches früher bei Dumont-Schauberg erschien, und jetzt von dem als Redacteur des Feuilletons der Cölnischen Zeitung hier lebenden Levin Schücking herausgegeben werden soll; die Ausstattung soll der Ankündigung nach sehr prachtvoll werden, und ist auch der Preis auf 4 und 5 Thaler gestellt. Aber der Speculationsgeist des Herrn Kohnen macht es sich mit der Ausstattung leicht; er gibt als Beischau zwölf Holzschnitte, welche als Illustration eines Romans des Antwerpener Schriftstellers Felix Bogaerts „Lord Stratford“ im Jahre 1842 von N. de Keyser gezeichnet und von Brown in Antwerpen geschnitten wurden. Der Roman erschien 1843 bei Alex. Zammar & Ch. Hen in Brüssel, gedruckt bei Buschmann in Antwerpen. Der Verleger oder Drucker hat ein gutes, unerwartetes Geschäft gemacht, und De Keyser gewiß nie im Schlafe daran gedacht, daß seine Zeichnungen noch einmal zur Ausstattung eines Rheinischen Jahrbuches dienen würden.

Professor Maßmann war verwichenen Sommer längere Zeit hier, um in Verbindung mit den betreffenden Behörden die nöthigen Vorbereitungen zur Einführung des Turnens an den hiesigen höhern Lehr-Anstalten zu treffen. Bis jetzt ist aber noch kein passender Turnplatz ermittelt und auch kein durchgebildeter practischer Turnlehrer angestellt. Was bisher an den Gymnasien geschah — an der Realschule ist noch nichts dafür gethan — konnte der so wichtigen Sache des Turnens nicht zweckförderlich sein, war nur halbes Werk. Wir wollen aber hoffen, daß die Sache bald mit größerm Ernste betrieben wird — es thut unserer Jugend wirklich Noth. — Alle Anerkennung verdienen die Bemühungen des bestehenden Turnvereins für Erwachsene, der über hundert Mitglieder zählt, und zwar Mediciner, Juristen und angehende Kaufleute, welche sich an drei Abenden der Woche versammeln und es in ihren ganz systematisch geleiteten Uebungen schon weit gebracht haben. Um den Sinn für das Turnen im Allgemeinen zu wecken, veranstaltet der Verein zuweilen öffentliches Schau-Turnen, welches stets viele Zuschauer anzieht und dem Vereine immer mehr Freunde gewinnt. Man sieht daraus, daß recht lebendiger Sinn für die Sache vorhanden; möchte sich nun auch die Behörde, in Bezug auf die Schulanstalten, derselben nur mit mehr Nachdruck annehmen und die bei den ersten Anlagen und Einrichtungen durchaus unvermeidlichen Kosten nicht scheuen. Bei unserem Militair ist das Turnen schon eingeführt. Daß aber die dabei befolgte Weise die rechte, dem eigentlichen Zwecke der Leibesübungen

entsprechende, will uns nicht einleuchten. Da geht Alles, wie in andern militairischen Dingen, nach dem Commando; ohne daß auf den Körperbau, die Anlagen der Einzelnen auch nur die geringste Rücksicht genommen würde, müssen die Militair-Turner nach einigen vorbereitenden Uebungen ohne Unterschied an die Barren, ans Reck, zu den Springübungen, wobei nicht selten von dem Einzelnen das Unmögliche verlangt wird. Man hat in der That auch schon mehre Unglücksfälle, besonders bei den Springübungen zu beklagen. Mag Dressur beim Militair Hauptsache sein, man soll aber wenigstens so dressiren, daß es ohne Leibschiiden abgeht.

Nachschrift. Herr Professor Bauerband wird keine Vorlesungen in Cöln halten. Die Weserzeitung hatte behauptet, er sei mit seinen Vorlesungen vom Borromeusvereine dem Dr. Thesmar, dem protestantischen Eiferer, und dessen Vorlesungen entgegengestellt worden. Nun persiflirte Herr Bauerband diese Behauptung in einem der Cölnischen Zeitung eingesendeten Aufsatz (über den sich sogleich in derselben Zeitung ein Streit zwischen ihm und Herrn Thesmar entspann), erklärte aber, daß die Vorlesungen nicht Statt finden würden.

V.

Gustav Freitag.

Die schlesischen Poeten sind ein originelles Völklein; fleißig wie die schlesischen Weber, aber auch lustig und launig wie die Kinder Rübezahls im Riesengebirge. Sie mehren sich und sind fruchtbar, wie die Pilze im Moos, gesund, wie die Fischlein im Wasser, und geschwätzig, wie die Vögel im Walde. Man kann ihnen niemals gram sein und wenn sie noch so viel lustige Waare spinnen; denn es hat Alles, was sie machen, ein blankes, frisches Ansehen. Ihre Talente sind leicht, aber liebenswürdig, sie treiben glänzende Blüthe und gewöhnliche, aber erquickliche Frucht. In fröhlichen Zeiten wird Schlessien ganz Deutschland mit Spielteuten versorgen; es wird euch die jubelndsten Toaste, die artigsten Festlieder und die rauschendsten Triumphgesänge liefern. Auch in unsern Zeiten des Kampfs und der Noth schlagen sie fröhlich mit; sie sind feurig und liberal, kosmopolitisch und rational, wie es eben der Tag bringt; sie treiben Tendenz und Weltchmerz, obwohl es ihnen nicht tief zu Herzen geht; Gewandtheit und Schwung wird ihnen Niemand abstreiten, aber eben so wenig eine gewisse naive Harmlosigkeit, die zur anakreontischen Ländelei besser ist, als zur ausdauernden Gedankenarbeit. Offenbar steckt viel südländisches Blut in den Schlessiern, und sie bilden einen auffallenden Gegensatz zu ihren dialectischen Nachbarn in der Mark. — Gustav Freitag nun ist ein richtiger Schlessier und wir möchten seine Poesie mit einem lustigen, runden, jungen Weibchen vergleichen,

an dem mehr Fleisch und Blut, als Knochen sind; mit einer jener neckisch lächelnden Figuren in Ramberg's Kupfern zu den Taschenbüchern der Zwanziger Jahre, die so regelmäßig ihr Grübchen im Kinn und in der Wange haben; oder mit einem unserer vielen stolzen Musensöhne, deren Begeisterung oft nur die Wallung des jungen Blutes ist und sehr wesentlich mit ihrem romantischen äußern Aufputz zusammenhängt, denn was wird oft aus demselben Brausekopf, wenn ihm das Leben die zierliche Kappe vom blonden Scheitel, die stolzen Sporen vom Stiefel und den Schnurrbart von der Lippe nimmt! Freilich, der Poet, wenn er ein rechter ist, bleibt immer jung, und wir wollen hoffen, daß Freitag's Poesie sich ihre anmutige Jugend bewahren wird. Aber um nachhaltiger zu wirken und über die Sphäre eines geselligen Talents sich zu erheben, müßte Freitag etwas tiefer in seine Brust greifen, und wir wünschten, daß ihm die Verse nicht gar so leicht würden, als es den Anschein hat, oder vielmehr, daß er nicht Alles, was leicht in klingenden Reim geht, für ein poetisches Thema hielte. Seine Phantasie ist lebhaft und reich in der kleinen gefälligen Detailmalerei; dieses Detail wird ihm aber oft zur Hauptsache im Gedichte, während die Pointe schwach, der Grundgedanke unbedeutend ist. Er weiß sehr geschickt mit dem Zauberapparat der alten Romantik umzuspringen, aber er spielt damit zu viel. So lehren die Schilderungen der Elfenwirtschaft, — im Grunde nur Variationen der englischen Fee=Mag=Poesie — jeden Augenblick wieder; jene romantischen Metamorphosen, wo der Schmettling ein Roß, der Halm eine Lanze, der Blumenkelch ein Schloß, der Leuchtwurm eine Laterne wird u. s. w. Die Gedichtsammlung, die wir im Auge haben (In Breslau. Bei Urban Kern in Breslau, 1845), zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten: „Bilder aus dem Volke“, sind einige sehr hübsche Gedichte, meist beschreibender Art. Darunter wäre „der polnische Bettler“ ein vortreffliches Lied, wenn Form und Ausdehnung nicht zu breit wären. „Ein Kindertraum“ ist manchmal voll Sinnigkeit. Auch „Albrecht Dürer“ und „der Glaube des Armen“ zeichnen sich durch schöne Anschauungen aus; dagegen ist „des Burschen Ende“ die kindischste Verherrlichung eines Studentenduells mit zufällig traurigem Ausgang. Ein Todschlag, dessen Motive wir nicht kennen, ist eben nur ein Unglücksfall und weiter Nichts; dazu ist der sterbende Pudel am Grabe des Burschen eine abgedroschene Sentimentalität. Die zweite Abtheilung: „Ein Trinkgelage“, bringt mehr lyrische Bewegung, als die beschreibenden Volksbilder. Aber auch hier finden wir oft neben heiterem Humor bloße Spielerei. „Die Schöpfung der Künstler“ ist eben kein schmeichelhafter Scherz und beruht noch auf der altmodischen Anschauung von dem absonderlichen Wesen der (privilegirten Wein- und Liebes-) Poeten. Die Dichter von heute wollen

mehr sein, als eine Blütenpuppe, von einem scherzenden Engel zusammengestellt, der Gott nachahmen und auch „Hanswürstchen“ machen will; sie wollen vielmehr volle, echte Menschen sein. Die dritte Abtheilung: „Feste in Breslau“, enthält eigentlich nur Gelegenheitsgedichte, die aber sehr artig, voll Esprit und launiger Einfälle sind. In dem letzten: „Schlesische Kunst“, finden wir ein Urtheil über schlesische Poesie, das unsern Ansichten nicht zu widersprechen scheint:

— und was machen die Poeten?

Laufen sie noch immer umher zu Hochzeit und Kindesnöthen?

Ja, Euer Majestät, sie sind noch unermüdtlich

Und thun sich gern bei Zweckessen güttlich.

In Schauspielen und Epossen sind sie nicht grade glücklich,

Aber ihre Lyrik ist fast immer wohlmeinend und schicklich zc. zc.

Wir haben absichtlich einen strengern Maßstab an diese Poesien gelegt, weil wir überzeugt sind, daß Freitag ihn vertragen kann und Beruf hätte, mehr zu werden, als ein Sonntagsdichter.

VI.

N o t i z.

An die geehrten Mitarbeiter der Grenzboten! Meinen Freunden und den geschätzten Mitarbeitern dieser Zeitschrift diene zur Nachricht, daß meine Wohnung in Leipzig bis Neujahr geschlossen bleibt. Briefe und Beiträge beliebe man daher an die Verlags- handlung F. L. Herbig in Leipzig zu adressiren, von wo aus dieselben — wie bereits öfters bei frühern Gelegenheiten — mit umgehender Post mir nachgesendet werden und in kürzester Zeit ihre Erledigung finden.

Brüssel im November.

J. Kuranda.

— Berichtigung. — Unsere Geher machen der Geschichte Oesterreichs einen wahren Guerrillakrieg. Kaum haben sie den Grenzboten (in No. 42) eine „Königin“ von Oesterreich eingeschmuggelt, so lassen sie jetzt gar (in No. 45) den treuen Minister Maria Theresias, den Fürsten Kauniz, auf dem Schaffot sterben! Mittelst eines einzigen Kleinen r, das der Aufmerksamkeit des Correctors ent schlüpfte, haben sie über den großen Staatsmann das Beil decretirt. In der wiener Correspondenz jenes Heftes ist nämlich die Rede von der Verbindung Marie Lourens mit Napoleon, die das Werk einer einflussreichen Hofdame in Wien war, wie die Verbindung Ludwigs XVI. mit Maria Antoinette eine Schöpfung des Fürsten Kauniz war. Allein — heißt es weiter — während dieser auf dem Schaffot verblutete zc. Der geneigte Leser wird das dieser von selbst in eine diese verwandelt haben — allein da es in der Welt gar viele ungeneigte Leser gibt, so berichtigen wir dieß. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.